

Studieren zwischen Idealismus und Pragmatismus. Versuch einer Betrachtung



Liebe Menschen,

Nachdem wir die Einführung der VS intensivst begleitet haben, wenden wir uns auch lieben gern wieder den anderen schönen Dingen des Lebens zu. Wahnsinnig genießen ließen sich diese aufgrund des bis Redaktionsschluss noch sehr bescheidenen Wetters auch nicht wirklich.. an der Uni hat sich aber dennoch einiges getan! In diesem u-boten berichten wir euch auch in der neuen Kategorie „kurz berichtet“ von dem Entwicklungen um das FöCa, und der Petition zur Rettung echoFMs. Vielleicht steht die studentische Kultur nach der Einführung der VS auf sichereren Beinen, aber echoFM muss noch von den

Studis selbst gerettet werden. Thema dieser Ausgabe ist „Studieren zwischen Pragmatismus und Idealismus“. Klar, als ehrenamtliche Redakteur*innen sind wir natürlich stark auf der idealistischen Seite des Spektrums - ein Privileg meint Eric in seinem Artikel auf Seite 6. Über das Dauerstreitthema Containern, also der sogenannte Diebstahl von leckerem Müll, berichtet euch Luisa auf Seite 8. Auch die restliche Ausgabe bleibt spannend. Florian informiert euch auf Seite 9 über Militarismus im Amerikanischen Sportbetrieb und über Kennedy's Besuch in Deutschland auf Seite 12. Die nichterwähnten Artikel sind Geheimtipps!

Während die revolutionären Zeiten in Freiburg nach Erzählung der u-asta-

alumnis (u-lumni) wohl ihren Zenith schon gesehen haben, bleibt es zumindest in der weiteren Welt spannend. Am laufenden hält euch

Eure Redaktion



Inhalt #842

Hopo

Vorstandsbericht

S. 3

Kurz Berichtet: FöCa, Echo Fm, Burschi-Prof

S. 4

Schwulesbi-Referat in Karlsruhe

S. 5

Thema: Studieren zwischen Idealismus und Pragmatismus

Soziales Engagement als Privileg

S. 6

Containern

S. 8

Kultur & Zeitgeschichte

Militarismus und Sport den USA

S. 9

Skandinavistik-Exkursion in Skandinavien

S. 10

Kennedy in Deutschland

S. 12

Buch und Filmrezensionen

S. 14

we are u

Service und Termine

S. 15

stud.live

S. 16

Salomons anarchistische Seele

Im wohlgeordneten Freiburg, zwischen gemütlichen Einfamilienhäusern und liebenswerten Bioläden, inmitten der Vision des harmonischen Nebeneinander gutverdienender Kleinfamilieneltern und aus denselben entstammenden Studierenden, hat sich die Stadt ein anarchistisches Kleinod gegönnt. Ausgerechnet dort, wo sich malerisches Kopfsteinpflaster mit metropolitären Flair des Theaters trifft, wo die Straßenbahn leise summend den Weg der Fahrräder kreuzt, wo Tourist*innen die Universität bestaunen und Studierende Eis essen, wagt die Stadt sanfte Versuche anarchistischer Ordnungsformen. Doch, wozu? Völlig offen bleibt, worin der Sinn, der Zweck des Verzichts auf Verkehrsregeln an der Kreuzung am Platz der Synagoge wirklich liegt: Sind es die Nachwehen aus den Gründungstagen der Grünen Partei? Oder vielmehr der versteckte Zeigefinger der Autofahrerpartei CDU vor den gefürchteten verkehrsberuhigten Zonen? Gar womöglich die subtile Warnung an die Bürger*innen der Stadt: Seht her, sie spinnen, diese linken Utopisten!

Eric Steinsberger

Warum geschlechtsneutral?

Der u-asta tritt ausdrücklich für die konsequente Verwendung geschlechtsneutraler Formulierungen ein (z.B. das „große I“). Wir sehen dies als unverzichtbares, wenn auch nicht hinreichendes Mittel, um die tatsächliche Gleichberechtigung von Frauen und Männern in der Gesellschaft zu erreichen. AutorInnen, die von einer entsprechenden Schreibweise abweichen, sind dafür ausschließlich selbst verantwortlich.

DB: Braun, braun, braun sind alle meinen Burschen!

Der Pressesprecher der Deutschen Burschenschaft (DB), Walter Tributsch bezeichnete im Vorfeld des Burschentags am 24. Mai 2013 in Eisenach Rassismussvorwürfe als „hanebüchen“ und entgegnete: „Wir sind leider nicht so rassistisch ausgerichtet wie zum Beispiel jüdische Organisationen.“ Diese missglückte Äußerung ist, neben den schon bekannten Skandalen der DB, nur ein weiteres Indiz für das rechte Gedanken- gut in dem Dachverband der Deutschen Burschenschaft.

Wie gefestigt diese rechten Ansichten sind, zeigen die Anträge des diesjährigen Burschentages. Mit dem beschlossenen Antrag der vom bayrischen Verfassungsschutz beobachteten Burschenschaft Danubia München, wurde sich gegen „Antigermanismus und Deutschfeinlichkeit“ positioniert. Der Dachverband soll sich dafür einsetzen, dass Institute zur Erforschung und Bekämpfung dieser Erscheinungen in Deutschland und Österreich eingerichtet werden und setzt

„Antigermanismus“ mit „Antisemitismus“ gleich.

Der Antrag eines Ariernachweis 2.0 sollte eigentlich einen Kompromiss darstellen, entpuppt sich allerdings als Verschärfung der ursprünglichen Version die im Jahre 2011 für einen großen Aufschrei und Berichterstattung gesorgt hatte. Der Antrag sah vor, dass als überprüft werden sollte, welche Abstammung Burschenschaftler und ihre Eltern haben, bevor diese aufgenommen werden. Der neue Antrag unterscheidet nicht mehr allein zwischen „deutsch“ und „nicht-deutsch“, auch „abendländisch-europäische“ und „nicht-abendländisch-europäische“ sind Kriterien des Antrags. Zur Abstimmung kam allerdings nicht, der Antrag wurde vorher zurück gezogen.

Als die Berichterstattungen über die rechten Umtriebe in der DB nach dem Burschentag 2011 nicht nachließen, entschlossen sich erste Burschenschaften die rufschädigende Mitgliedschaft aufzu-

kündigen. Dieser Austrittstrend in der DB hat im letzten Jahr erheblich zugenommen, seit dem außerordentlichen Burschentag letztes Jahr im November sind fast 30 weitere Bünde ausgetreten. Die auf ihren Ruf bedachten, sogenannten liberalen Burschenschaften, verlassen jetzt als Image-Rettung den Verband. In den Medien werden diese Burschenschaften gerne als Liberal bezeichnet, konservativ wäre treffender. Denn eben diese Verbindungen haben sich nicht an den der Gesinnung der anderen DB-Burschenschaften gestört als noch nicht über sie berichtet wurde.

Zurück bleiben weit weniger als 100 Burschenschaften in dem Dachverband. Dies schlägt sich auch stark auf die finanzielle Lage nieder, durch die fehlenden Mitgliedsbeiträge der ausgetretenden Bünde. Im Tätigkeitsbericht der 2012 Verbandsvorsitzenden Burschenschaft Redaria-Allemania heißt es: „Die Deutsche Burschenschaft hat das bisher schwerste Geschäftsjahr des 21. Jahrhunderts hinter sich.“

Angeblieh sollen die verbliebenden DB-Burschenschaften wieder einen Zuwachs an Mitgliedern haben. Welche politischen Ansichten Studenten haben, wenn sie sich jetzt entschließen einer DB-Burschenschaft beizutreten, liegt dabei auf der Hand.

Die beiden Freiburger Burschenschaften, die Teutonia und die Saxo-Silesia, sind übrigens immer noch Mitglied in der Deutschen Burschenschaft.

Anna Tenberg



Demonstration gegen Burschenschaftstag

Kurz berichtet

FöCa bekommt Mauer

Das studentische Förstercafé im Herderbau war von der dauerhaften Schließung bedroht (siehe auch u-bote #841). In dem kleinen Raum mit Küche wurde von Studis selbstverwaltet Café, Getränke, und Essen ausgegeben. Dieser Raum wurde nicht fachgerecht saniert – die Bauplanerinnen* hatten die Brandschutzordnung der Uni nicht berücksichtigt. Das FöCa ist zum Flur der Herderbaus hin offen, es fehlt über die Hälfte des Raumes an Wand, weshalb ein Brand im FöCa in den Flur rauchen würde. Anfang dieses Jahres wurde das FöCa auch dementsprechend geschlossen. Das FöCa erfreut sich bei den Studis im Herderbau allgemein großer Beliebtheit. Trotz breiter Unterstützung durch Studis, die Fachschaft, Professorinnen und insbesondere auch durch die Dekanin sah es trotzdem zuerst danach aus, als würde niemand die benötigten 30.000 € an Umbaukosten tragen können.

Ursächlich für das Umdenken des Rektorats dürfte der Protest am 25. April gewesen sein, über den wir in der letzten Ausgabe berichteten. Etwa 150 Studis verlegten das Café auf die Wiese vor dem Rektorat und forderten den Erhalt ihres

Cafés mitsamt Kochmöglichkeit. Der Rektor, dadurch aufmerksam geworden, bot den Protestierenden darauf hin den geforderten Gesprächstermin. Dieses Gespräch fand am 15. Mai statt. Anwesend waren neben dem Rektor, Herr Schiewer, auch Mitarbeiter des Unibauamtes. Dieses Gespräch verlief überaus positiv. Vor allem konnten viele Befürchtungen des Rektorats ausgeräumt werden. Das Ausmaß des Kochens war scheinbar nicht wirklich klar. Als im Kontext Uni von einer Küche die Rede war, dachte man wohl an eine ganze Mensa mitsamt kommerziellem Betrieb. Das FöCa mit seinem einzigen Herd entspricht eher einer Teeküche. Für diese gelten auch geringere Brandschutznormen, was die Kosten für den Umbau mindestens auch 15.000€ halbiert.

Dieser Umbau wurde schließlich auch zugesagt. Wann mit den Arbeiten begonnen wird, ist allerdings noch unklar. Auf jeden Fall wird ein Betrieb wie bisher, mit Kaffeeausschank und kochen im kleinen Kreis, weiterhin möglich sein. Die Stimmung bei den Organisatorinnen ist dementsprechend gut – man ging von bedeutend weniger guten Neuigkeiten



aus. „Wir freuen uns, dass es mit dem Umbau nun vorwärtsgeht! Dass das Rektorat mit sich hat reden lassen, ist wirklich erfreulich.“ sagt Caro vom FöCa-Team. Das ‚Exilföca‘ in einem Seminarraum am anderen Ende des Herderbaus wird bis dahin noch weiter betrieben. Neben den Studis vom Team können auch die der sich im FöCa treffenden ökologischen und sozialen Initiativen jetzt aufatmen. Dies ist auch den vielen Leuten zu verdanken, die das FöCa trotz anstrengender räumlicher Situation ohne Wasseranschluss und Spülbecken weiter unterstützt haben. Wichtig ist, dass mit dem Umbau jetzt auch zügig begonnen wird. Die Wiedereinweihungsfete ist dann schon geplant.

Theologie-Professe Uhde Mitglied in rechter Burschenschaft

Professor Uhde ist Direktor des Instituts west-östliche Weisheit an der Universität Freiburg und leitet dort ein sogenanntes „Kontaktstudium Interkulturalität und Spiritualität“, welches sich unter anderem mit Esoterik und Meditation befasst. Gleichzeitig ist er laut falsch verbunden außerordentliches Mitglied in der Freiburger Burschenschaft Saxo-Silesia, die an ihrer Mitgliedschaft im rechtsextremen Dachverband Deutsche Burschenschaft festhält und diesen weiterhin unterstützt.

Nachdem sich die Saxo-Silesia auf der von ihr betriebenen Internetseite „Freiburger Burschenblog“ damit rühmte, dass der Theologe das einzige Ehrenmitglied bei ihnen sei, hat die Initiative falsch

verbunden Uhde auf ihrer Webseite zum „Burschi des Monats Mai 2013“ gekürt. Daraufhin wendete sich Uhde an die Initiative und stritt ab, Ehrenmitglied in der Verbindung zu sein. Erst auf Nachfrage, warum die Saxo-Silesia das behaupte und er auf einem Foto im Internet farben tragend auf dem Haus der Freiburger Burschenschaft zu sehen sei, gestand Uhde ein, zwar nicht „Ehrenmitglied“ zu sein, sich aber als „außerordentliches Mitglied“ zu sehen.

„Ob Ehren- oder außerordentliches Mitglied: Die Mitgliedschaft in einer Burschenschaft, die der rechtsextremen Deutschen Burschenschaft angehört, besonders die eines Hochschullehrers,

ist nicht hinnehmbar.“, erklärt eine Sprecherin von falsch verbunden.

Nachdem beim Burschentag im vorletzten Jahr zum ersten Mal über einen „Ariernachweis“ als Voraussetzung für die Mitgliedschaft im Verband beraten wurde und sich die rechtsextremen Vorfälle und Äußerungen häuften, schlossen sich einige Burschenschaften in der sogenannten „Initiative burschenschaftliche Zukunft“ zusammen, die sich selbst als liberal bezeichnet und versucht, sich von den extremistischen Tendenzen abzugrenzen. Spätestens seit dem außerordentlichen Burschentag im letzten Jahr haben die völkischen Bünde jedoch endgültig das Ruder übernommen. Viele

Korporationen sind seither aus der Deutschen Burschenschaft ausgetreten. Die Freiburger Saxo-Silesia hat sich jedoch nicht nur dazu entschlossen, weiterhin Mitglied in dem Dachverband zu bleiben, sie unterstützt diesen auch noch tatkräftig, indem sie beispielsweise Anfang dieses Jahres versuchte, auf ihrem

Haus eine ideologische Kaderschulung durchzuführen. Diese wurde abgesagt, nachdem ein breites Bündnis Proteste angekündigt hatte.

Uhde erklärte gegenüber falsch verbunden, die Vorwürfe gegen die Deutsche Burschenschaft würden „nicht

ganz zu Unrecht“ erhoben. Er habe die Saxo-Silesia allerdings als „keineswegs rechtslastig“ wahrgenommen. Von einem Verbleib seiner Burschenschaft im Dachverband verspreche er sich insofern einen Richtungswechsel innerhalb der Deutschen Burschenschaft.

echoFM von der Schließung bedroht

Nachdem dem studentischen Sender echoFM schon Gelder gekürzt wurden, steht jetzt seine Frequenz zur Disposition. Das Radio ist über 88,4 MHz in ganz Freiburg zu empfangen. Gesendet werden neben Musik auch Reportagen, Nachrichten und Interviews – alles in Selbstregie. Diese Frequenz wird ihm von der Uni zur Verfügung gestellt. Jetzt wird diese Vergabe neu verhandelt. Hintergrund ist eine Regelung des für Radio zuständigen Landesamtes. Eventuell müsste sich die Uni neu um die Frequenz bewerben, was mit Kosten verbunden wäre. Beim Rektorat wird schon jetzt

überlegt, den Sender ins Internet zu verlagern. „Das Uniradio steht nun mit einem Fuß im Grab“, schreiben die Verfasser einer Onlinepetition zur Erhaltung des Radios. Diese hatte am Sonntag schon über 1.400 Unterzeichnerinnen gefunden. In der Tat ist fraglich, ob in vielen WGs Webradios in der Küche stehen. Auch Autos sind selten damit ausgerüstet, über PCs Musik zu hören ist in vielen Arbeitsstellen verpönt, und auf Smartphones hören viele Menschen lieber ihre eigene Musik. EchoFM ist nicht nur eine Möglichkeit, Erfahrungen im Medienbereich zu machen und handfeste

Kenntnisse zu erwerben. Mit der lokalen Berichterstattung und dem Senden der Musik regionaler Bands unterstützt echoFM auch ganz direkt die Freiburger Kultur. Wenn ihr euch in die Onlinepetition zur Bewahrung des letzten rund um die Uhr sendenden Uniradios im Land eintragen wollt, findet ihr sie unter <http://tinyurl.com/l5mlfqz>.

David Feeney

*m/w im ganzen Text

SchwulesBi-Referat trifft Queerbeet Karlsruhe

Seit einigen Semestern ist das SchwulesBi-Referat wieder kreativ damit beschäftigt, Hochschulpolitik zu gestalten, eine Anlaufstelle für Normabweichler*Innen anzubieten und queeres Freizeitprogramm zu organisieren. Das Schlimmste was einer Gruppe wie der unsrigen passieren könnte, wäre Staub anzusetzen.

Um genau das zu verhindern, haben wir uns entschieden, über die grünen Stadtgrenzen Freiburgs hinaus aktiv zu werden, und uns einmal demonstrieren zu lassen, dass es auch anders geht, indem wir eine weitere Baden-Württemberger Gruppe kennenlernen, die an einer anderen Universität ähnliche Aufgaben wahrnimmt. So fragten wir die Hochschulgruppe „Queerbeet“ von der Uni Karlsruhe, ob wir sie einmal besuchen können.

Diesen Besuch haben wir am 08. Mai verwirklicht und sind zu viert von Freiburg nach Karlsruhe gefahren, um zunächst

einmal die Stadt zu besichtigen. Geschickt hat unser Gastgeber Peter Bozsoky uns um die zahlreichen Baustellen herumgeführt, die halb Karlsruhe entlang der geplanten U-Bahnlinie entstellen, und uns das berühmte Stadtschloss gezeigt.

Vor historischer Kulisse ließen wir während eines Picknicks die Regenbogenflagge wehen.

Anschließend nahmen die Mitglieder des Freiburger Referates am wöchentlichen Kaffeeklatsch der Queerbeets teil und lernten dabei auch die anderen Menschen kennen, die derzeit in der Gruppe aktiv sind. Die Gruppen stellten sich und ihre Arbeit gegenseitig vor und rasch stellte sich heraus, dass wir recht unterschiedlich strukturierte Gruppen sind: während in Freiburg der Schwerpunkt auf Hochschulpolitik liegt, steht in Karlsruhe das Angebot eines Kaffeeklatsches mit der entspannten Möglichkeit, neue Leute kennenzulernen, im Vordergrund. Darüber hinaus bieten die Queerbeets am

12.05. eine Autorenlesung mit Jan Ranft („Himbeerjoghurt“) an.

Etwas neidisch sind wir Freiburger natürlich darauf, dass es in Karlsruhe alljährlich einen Christopher-Street-Day gibt, während im Breisgau seit 2006 keiner mehr stattgefunden hat. Da können wir nur hoffen, dass die derzeitigen Planungen für einen Freiburger CSD im Sommer 2014 fruchten werden. Die Wartezeit überbrücken wir damit, dass wir mit dem SchwulesBi-Referat den CSD-Karlsruhe besuchen werden, der dieses Jahr am 08.06. stattfindet. Wer sich uns anschließen will, kann uns per E-Mail kontaktieren und wird dann für ein BW-Ticket mit eingeplant.

Ein Wiedersehen mit den Queerbeets auf dem CSD Karlsruhe ist also schon in Planung.

SchwulesBi Referat

Die Kehrseite des Sozialen

Studentisches Engagement ist schon längst eine Spielwiese der Privilegierten

In jüngster Zeit sind die Pressemitteilungen, welche die Sozialdezernate der Städte und Kommunen hierzulande verkünden, zumeist trostlose, kurz gehaltene, oft auf Zahlenkolonnen beschränkte Papiere, wenig erfreuliche Grabgesänge der kommunalen sozialen Sicherungssysteme. Nun, in Zeiten der immer wiederkehrenden Krisenmetaphern finden sie sich zumeist bereichert um das sonore Klagelied von Sachzwängen und Kostendruck.

Einmal im Jahr hingegen, fast schon muss es den Verantwortlichen als ein Festtag erscheinen, verkünden die Sozialdezernent*innen der Städte eine hoffnungsvolle, beinahe euphorische Kunde: ¹„In Freiburg ist jede und jeder Vierte engagiert. Es gibt über 1750 gemeinnützige Vereine und darüber hinaus unzählige Initiativen, Gruppierungen und bürgerschaftliche Aktivitäten. Umfragen belegen, dass ein Drittel der Gesellschaft großes Interesse hat, sich zu engagieren.“, jubiliert beispielsweise die Stadt Freiburg.

Auf Landesebene sonnt sich Baden-Württemberg im „herausragendem“ Engagement seiner Bürger*innen: „Baden-Württemberg ist bundesweit mit 41 % engagierter Bürgerinnen und Bürger mit an der Spitze. Bei näherer Betrachtung präsentiert sich das freiwillige Engagement in einer gewaltigen Fülle und Vielfalt.“ Dabei ist die zur Schau getragene Euphorie wenig verwunderlich, denn ohne den „Kitt“, wie die Stadt Freiburg bürgerliches Engagement überraschend ehrlich betitelt, funktioniert das bundesdeutsche Sozialwesen schon längst nicht mehr.

Kitt, auf den scheinbar bereitwillig verzichtet wird. Kitt, der offensichtlich von Seiten der Politik schon längst als Luxus gesehen wird, für den Teil der Gesell-

1. Bürgerlich verstehe ich hierbei in Tradition des Begriffes des Citoyen, welcher nach Marx in Folge der Emanzipation von Proletarier*in und Bourgeois zu verstehen ist.

schaft zum Einen, der von ihm unmittelbar profitiert. Zum Anderen aber auch Luxus für jene, die sich nur allzu gerne einbringen würden, um die Gesellschaft schöner, reicher, oftmals auf schlicht erträglicher zu machen. Betrachtet mensch die widersprüchliche, enttäuschende, oft auch heuchlerische Haltung der deutschen Kommunen und Ländern zu freiwilligem Engagement, liegt der Schluss nicht weit, die Sozialdezernent*innen und -politiker*innen nähmen sich Marx' Vision der sich bis zu ihrer Auflösung zuspitzenden Gegensätze ganz praktisch zu Herzen.

Soziales Engagement, obwohl allseits gefeiert, prämiert, als Paradedisziplin der*s guten Bürger*in begriffen, wird praktisch unmöglich gemacht. Durch Bürokratie, wie auch von Seiten der Politik immer wieder bedauert wird, zum Einen. Vielmehr aber durch die schiere Unmöglichkeit für Menschen, überhaupt Zeit zu finden, sich außerhalb von Arbeit und Studium einzubringen.

Dabei ist es nicht allein das bereits vielfach beschriebene Phänomen Bolgona, das mit verschulten, überfüllten Stundenplänen für enormen Leistungsdruck sorgt. Vielmehr sind es die Begleitererscheinungen eines Studiums, welche soziales Engagement ungleich schwerer machen. So kam mit der Idee der kürzeren Regelstudienzeit eine Verkürzung des Wohnheimanspruchs auf diesselbe. Gleiches gilt für den Zeitraum, in welcher ein*e Studierende Bafög beziehen kann. Auch in Hinblick auf jüngste Urteile aus Karlsruhe lässt sich kaum Besserung erwarten. So urteilte das Bundesverwaltungsgericht vorige Woche, Studiengebühren seien grundsätzlich verfassungskonform.

Diese nunmehr im Raum stehende Drohung bestärkt die Vorsicht von durch soziale Ungleichheit deprivilierten Eltern, ihren Kindern ein Studium nahezulegen. Dabei erscheint der Schritt in die Universität nur als eine erste Hürde,

die Studierende und deren Eltern zu bewältigen haben. Zwar gibt es Unterstützungsprogramme wie Bafög oder subventionierte Wohnheimplätze, doch sind diese lediglich auf die vorgesehene Regelstudienzeit beschränkt.

Wird länger studiert, wird sich Zeit für weitere Kurse, Jobs als Tutor*innen und damit oftmals der Einstieg in die universitäre Forschungskarriere verwendet, findet sich die*der Student*in allzu bald ohne finanzielle Unterstützung wieder. Ist das Hiwi-Gehalt, welches sie*er bezieht, schon kaum ausreichend, um die inzwischen üblichen Lebenshaltungskosten zu bewältigen, haben Studierende, welche sich sozial und damit zumeist unentgeltlich engagieren, keinerlei unmittelbare finanzielle Kompensation ihres zeitlichen Mehraufwands und der damit verbundenen Überschreitung des geförderten Regelstudienzeitraums.

Neben den unmittelbaren ökonomischen Schranken wirken die Beschränkungen der Förderbedingungen auch weiter auf die Form sowie die Themenfeldern, in welchen sich Studierende einbringen. So sind Stipendien beziehungsweise die Verlängerung von öffentlichen Fördermaßnahmen immer eng an eine formalisierte Form des Engagements im Sinne der Fördernden geknüpft. Statt in ungebundenen Formen findet nur das in öffentlich anerkannten Institutionen wie eingetragenen Vereinen oder Gesellschaften bürgerlichen Rechts eingebrachte Engagement Anerkennung durch die öffentlichen Förderinstitutionen. Gerade kritische, zumeist sich für durch die ökonomischen Verhältnisse Deprivilegierte und Ausgegrenzte einsetzenden Institutionen finden keine Berechtigung. Dabei werden an Orten und in Foren wie beispielsweise in Freiburg im u-asta oder der kts alternative Formen sozialer Organisation wie Basisdemokratie eingeübt und Raum für Kritik geschaffen.

Dem entgegen droht eine zunehmende Verengung des Feldes bürgerlichen[□]

Engagements auf ein rein kulturelles. Denn sind es aufgrund der ökonomischen Selektion zumeist die Kinder reicherer Eltern, welche überhaupt Zeit für soziales Engagement finden, so spiegelt sich dies auch in den von ihnen besetzten Themenfeldern wieder. Obwohl sowohl Sport- als auch Musikvereine regelmäßig über den Mangel an Trainer*innen aufgrund der Bologna-Reform klagen, dürften sie die wohl am wenigsten betroffenen Felder sozialen Engagements darstellen. So findet sich hier über Mitgliedsbeiträge zumeist noch zumindest Geld für eine Aufwandsentschädigung.

Gleichzeitig liegt es Studierenden, welche nicht dem unmittelbaren finanziellen Druck unterworfen sind, ihr Studium in Regelstudienzeit abzuschließen, näher, sich in denselben Feldern einzubringen, die sie bereits in ihrer Jugend kennengelernt haben als in anderen, ihnen bislang unbekannten. Jene bekannten Felder sind zumeist also solche - kulturelle und sportliche, - die bereits ihren besser situierten Eltern nahe lagen. Für Studierenden aus wirtschaftlichen schwachen Elternhäusern verschließt sich die Möglichkeit, ihre spezifischen Jugenderfahrungen ökonomischer Ausgrenzung aus ihrer Jugend während der Zeit des Studiums in Form sozialen oder politischen Engagements umzuwandeln, fehlt ihnen durch die Förderbedingungen dafür schlicht oftmals die Zeit. Infolge dessen bleiben Themenfelder wie ökonomische Ausgrenzung oder soziale Ungleichheit durch die Folgen eben exakt derselben entweder gänzlich unbesetzt oder zumindest marginalisiert.



Nicht nur im globalen Süden ist soziales Engagement ein Privileg der Reichen

Bedeutet das für die Gruppe ökonomisch depriviligerter Studierender nicht nur, dass sie unmittelbar der Möglichkeit der Vertretung ihrer Interessen beraubt werden, so wird ihnen auch im Weiteren die Möglichkeit genommen, diese politische Artikulation im Rahmen außeruniversitärer Räume einzuüben. Erfahrungen wie Selbstorganisation und Selbstverwaltung bleiben für jene Studierende bestenfalls Theorie und können kaum zu späteren Anlässen angewandt und auch weiter gegeben werden.

Eben jene Verfestigung nicht nur ökonomischer, sondern auch sozio-kultureller Ungleichheiten zeigt sich weiterhin auch in Hinblick auf die Tatsache, dass soziales Engagement inzwischen vielmehr ist als nur wünschenswerte Dekoration eines Lebenslaufs. Vielmehr werden von Seiten vieler Arbeitgeber hierin grundlegende Qualifikationen für das Erwerbsleben insbesondere für spätere Führungs-

positionen gesehen. Somit wirkt der Ausschluss einer bereits wirtschaftlich benachteiligten Gruppe von diesem zwar formell außerstaatlichen, durch Zertifikate wie in Baden-Württemberg den Qualipass doch schon quasi-formalisierten Bildungsweg, weiter auf eine dauerhafte und sich weiter bestärkende soziale Spaltung der Gesellschaft hin.

Wird studentisches Engagement wie zunehmend sichtbar zum Luxusgut, so trägt dies weiter auch auf diesem Wege zur Verfestigung einer finanziellen Elite bei, welcher eine immer weiter wachsende, ökonomisch benachteiligte Schicht gegenübersteht. So hat sich ein Bereich der Gesellschaft, welcher nach wie vor vorgibt, dem sozialen Ausgleich zu dienen, schon längst zu einem Medium und Schauplatz sozialer Spaltung entwickelt.

Eric Steinsberger

Welch ein Spaß, die Welt zu retten!

„Containerer“ gegen die Wegwerfgesellschaft

Es ist 22:30, es ist kühl draußen und inzwischen auch dunkel. Die Uni ist bereits geschlossen, die Geschäfte haben schon lange zu und nach und nach verlassen die letzten Angestellten auch die Supermärkte. Viele Studierende stört das nicht – im Gegenteil: Nun treffen sich

drei dunkel angezogene Mädchen vor dem KG IV und machen sich mit ihren Fahrrädern und mit Einkaufsbeuteln auf den Weg zu Penny, Edeka, Norma und anderen Supermärkten und Discountern. Sie starten ihre erste Containertour in Freiburg, sind etwas nervös, aber auch

gespannt. Es dauert eine Weile, bis sie fündig werden, denn in vielen Märkten werden Mülltonnen mit Schlössern versehen, hinter Gitter gesperrt oder einfach zu gut versteckt, vielerorts werden inzwischen auch Müllpressen verwendet. Letztlich ist der Beutezug trotzdem von

großem Erfolg gekrönt. In den Containern verschiedener Supermärkte finden sich Äpfel, Fenchel, Salat, Ingwer, Gurken, Tomaten und Brot. Aufgeregt sortieren die drei Studentinnen ihre Ausbeute im Hinterhof des Supermarkts. Fast alles, was dort an Obst und Gemüse aufgrund von leichten Dellen, Flecken oder anderen Schönheitsfehlern weggeworfen wurde, ist noch in einwandfrei genießbarem Zustand.

Ob aus Abenteuerlust, Idealismus oder Spaß: Containern – oder „dumpstern“, wie man es auch nennt, ist bei vielen Jugendlichen und Erwachsenen, die überzeugt davon sind, dass es richtig ist, verwertbare Nahrungsmittel aus dem Müll zu fischen, sehr beliebt. Vieles wird weggeschmissen, obwohl man es noch essen könnte – angesichts von Millionen Hunger leidenden Menschen weltweit ein moralisches Verbrechen. Laut Rewe-Pressesprecher Andreas Kramer würden „kurze Transportwege zwischen Lagerstandorten und Märkten sowie eine lückenlose Kühlung von der Herstellung bis ins Regal“ die Verlustquote der Lebensmittel auf zwei Prozent reduzieren. Trotzdem finden sich vor allem Obst und Gemüse, die den optischen Ansprüchen der heutigen Konsumgesellschaft nicht mehr entsprechen, Joghurts und Soßengläser, deren Mindesthaltbarkeitsdatum am Vortag abgelaufen ist, Mehl mit kleinen Löchern in der Verpackung und oft sogar ganze Brote in Müllcontainern. Knapp elf Millionen Tonnen Lebensmittel werden von Industrie, Handel, Großverbraucher und Privathaushalten laut einer im letzten Jahr veröffentlichten Studie der Universität Stuttgart jährlich als Abfall entsorgt.

Ein Verhalten, das vor allem in studentischen Kreisen oft vehement abgelehnt wird. „In dieser Gesellschaft, in der so

viel weggeschmissen wird, kann ich durch das Containern ein ganz neues Lebensmittel erschaffen!“, so ein überzeugter Mülltaucher. Genau wie der in Freiburg weit verbreitete Vegetarismus und Veganismus ist auch das Dumpstern eine Form des Boykotts der Ausbeutung der Natur durch das Verlangen der Menschen nach Fleischkonsum und perfekten Lebensmitteln. Deswegen ist nicht Armut, wie oft fälschlich angenommen wird, sondern idealistischer Protest das häufigste Motiv der Containerer. „Ich würde keinen Müll essen, aber wenn man es muss...“, sagt beispielsweise ein teilnahmsvoller, aber unverständiger Supermarktleiter. Doch nicht alle Angestellte sind so nachsichtig, denn in Deutschland ist der Diebstahl selbst weggeworfener Lebensmittel illegal.

Containerer sind deswegen oft hin- und hergerissen zwischen dem Nervenkitzel, sich strafbar zu machen und der Angst, erwischt zu werden. Bei den drei dumpsternen Mädchen, die auf einer anderen Tour die Mülltonne des Alnatura ausplündern, siegt die Beunruhigung, als ein Polizeiauto an ihnen vorbeifährt. „Nichts wie weg hier!“, sagt eine, schwingt sich auf ihr Fahrrad, die beiden Freundinnen tun es ihr nach und schnell verschwinden die drei Studentinnen im Feierabendverkehr.

Dass die Partei „Die Linke“ bereits verlangte, das Containern von Lebensmitteln straffrei zu stellen, bleibt in der Politik bislang ohne Resonanz. Abfall sollte laut dieser Forderung „wie in anderen Ländern auch als abgetretenes Eigentum im Sinne einer herrenlosen Sache betrachtet werden.“

Dies würde auch dem Wunsch des Bundesministeriums für Ernährung, Landwirtschaft und Verbraucherschutz nach einem öffentlichen Dialog über

zeitgemäße Esskultur und die Wertschätzung von Lebensmitteln entsprechen. „Wir leben in einer Überfluss- und Wegwerfgesellschaft. [...] Jeder von uns kann seinen Beitrag leisten, die Verschwendung wertvoller Ressourcen zu stoppen“, sagte Bundesverbraucherministerin Ilse Aigner im vergangenen Jahr der

Süddeutschen Zeitung – eine Aufforderung zum dumpstern?

Warum bleiben weggeworfene Lebensmittel juristisch überhaupt im Besitz eines Supermarktes, in dessen Sortiment sie offensichtlich nicht mehr erwünscht sind? Grund könnten Verluste für Lebensmittelindustrie und Entsorgungsunternehmen sein. „Je mehr containert wird, desto weniger Nahrungsmittel werden im Supermarkt bezahlt“, schreibt eine Soziologiestudentin in ihrem Essay „Schmackhafter Müll“ und schlussfolgert: „In der Folge müssten Supermärkte ihren Umgang mit zuvor als Müll betrachteten Lebensmittel ändern.“ Bisher seien die Konsequenzen des Mülltauchens jedoch noch zu gering, um eine große wirtschaftliche Resonanz hervorzurufen. „Containern hat also keine direkten wirtschaftlichen, rechtlichen oder politischen Auswirkungen auf die [...] Vernichtung von noch essbaren Lebensmitteln.“

Trotzdem ist das Containern kein erfolgloses Unternehmen. Gerade persönlichen Zielsetzungen kann damit Folge geleistet werden. „Für jede zwei Euro, die ich ins Einkaufen investiere, gebe ich einen Euro für weggeschmissene Lebensmittel aus. Dieses Geld sollte besser verwendet werden, um Gutes zu bewirken“, sagt ein idealistischer Erziehungswissenschaftler. Seine Anforderungen an gekaufte Nahrungsmittel lauten: Regionalität, Saisonalität, Bio und fair trade. Doch auch die eigenen Maßstäbe lassen sich überlisten. Während er eine Mango gegen Avocado austauscht, fügt er hinzu: „Das Gute am Containern ist auch, dass ich dadurch Lebensmittel bekomme, die ich als Öko nie kaufen würde!“ Oder wie die Journalistin Pamo Roth schreibt: „Der Reiz beim Containern ist ja, dass man vorher nie weiß, was man bekommt – wie bei einer Wundertüte.“

Möglicherweise existiert das Ziel der Containerer, eine Gesellschaft mit gutem Ernährungsbewusstsein und optimalem Energieverbrauch, in der Verschwendung vermieden oder zumindest minimiert wird, sodass Containern unnötig wäre, parallel zum Spaß an der Sache. Denn wo bliebe in einer idealen Gesellschaft der Nervenkitzel?

Louisa Theresa Braun



„Dumpster Diving“

Salute to the Troops

Sport und Militär in den Vereinigten Staaten

Sport ist wertneutral und unpolitisch. So jedenfalls wünscht man es sich gerne. Dennoch kann man es nicht vermeiden, dass Spielerinnen oder Spieler nach einem Sieg Gott dafür danken oder auf einem T-Shirt politische Statements zum Besten geben. Auch wenn ab und zu ein solch politisches oder religiöses Statement geäußert wird, handelt es sich um Aktionen Einzelner. Doch wie sollte man es bewerten, wenn man während des Besuchs im Stadium aufgefordert wird, Gott zu preisen oder die Armee zu unterstützen?

Seit ein paar Jahren organisiert die amerikanische Football Liga (NFL) die „Salute to Service“-Aktion. Diese findet im November statt, dem Monat, in dem auch der Tag der Veteranen begangen wird. Während des „Salute to Service“ inszeniert die NFL in allen Stadien eine Show für die Frauen und Männer in Uniform. Dabei werden die Stadien mit Bannern geschmückt, auf denen der Armee für ihre Arbeit gedankt wird. Auch das ganze Zubehör, wie z.B. Handschuhe, Handtücher, Helme oder Kapitänsbinden, bekommen einen schicken Camouflage-ton und werden mit den Abzeichen der verschiedenen Militärabteilungen versehen, um den Dank an die Truppen zu unterstreichen. Im Monat November würdigt jedes Team der NFL jeweils einmal in einem Heimspiel auf diese Weise die US-Armee.

Es gibt aber nicht nur diese Verbindungslinie zwischen der amerikanischen Footballliga und dem Militär. Im Rahmen der United States Organizations (USO) besuchen Teams oder einzelne Spieler Truppen in Afghanistan oder im Irak. Die USO ist eine private, Non-Profit-Organisation, die sich um das moralische Wohlbefinden, aber auch um die Unterhaltung der US-SoldatInnen in Übersee kümmert. Dazu gehören eben auch Besuche von Footballspielern.

Auch außerhalb vom Football ist das US-Militär prominent vertreten. Im Baseball gibt es ebenfalls Kontaktpunkte mit den Streitkräften. Wie im Football werden



hier immer wieder Events organisiert, bei denen das Militär und die Ehrung von Veteranen und aktiven Soldaten im Vordergrund stehen. Doch wieso diese Hingabe?

Zum einen hat die US-Armee in den Vereinigten Staaten einen anderen Stellenwert als hierzulande. Laut einer Gallup-Umfrage aus dem Jahr 2006 genießt das Militär ein mindestens geringfügiges Vertrauen bei 73% der US-Bevölkerung. Damit liegt es weit vor der Polizei und vor religiösen Institutionen. Zudem ist das Militär auch Inbegriff für Patriotismus und Einsatz für das Vaterland. Doch warum muss ein solcher Stolz genau im Sport zelebriert werden?

Die unterschiedlichen Ligen unterstützen natürlich nicht aus selbstlosen Gründen und reiner Überzeugung die Streitkräfte. Hinter den Aktionen stehen finanzielle Gründe. So wurde z.B. das „Salute to Service“-Programm in Zusammenarbeit mit der United Services Automobile Association (USAA) ins Leben gerufen. Die USAA ist eine Investment- und Versicherungsgesellschaft für die Angehörigen der US-Armee und militärischer Hauptsponsor der NFL.

Auch in anderen Bereichen tritt die Armee als Sponsor auf. So erhalten die Major League Baseball (MLB) und die NASCAR-Series Gelder vom Militär, und zwar nicht etwa, weil die Verantwort-

lichen dort den Sport toll finden. Auch hier werden Eigeninteressen verfolgt, denn die US-Armee erhofft sich, über die Verbindung von Sport und Militär mehr RekrutInnen für die eigenen Streitkräfte zu gewinnen. So investierte das Heer bis zu 100 Millionen Dollar im Jahr 2010, um Präsenz im Sport zu zeigen. Durch Feiern soll das Ansehen von Aktiven und Veteranen gesteigert werden, aber auch der Willen der Bevölkerung, sich für die Armee zu bewerben.

Indem man das Militär innerhalb einer Sportveranstaltung antreten lässt, verharmlost man dessen Erscheinung. Es wird zu etwas ganz Normalem, wie ein Footballspiel oder ein NASCAR-Rennen, das man in seiner Freizeit genießt. Aber genau so sollte es nicht sein. Denn den ZuschauerInnen wird auf diese Art ein Bild vorgegaukelt, das nicht immer stimmt. Viele Frauen und Männer kehren nicht als Helden zurück, sondern als geistig und körperlich verletzte Individuen.

Wenn also in amerikanischen Stadien die ZuschauerInnen aufgefordert werden, ihre Armee zu preisen und stolz auf sie zu sein, so wird ein sportliches Ereignis missbraucht. Es hat dann nichts mehr mit einer wertneutralen Freizeitbeschäftigung zu tun, sondern wird zu einem politischen Ereignis.

Florian Unterfauner

11 Tage, 3 Städte, 1000 unvergessliche Eindrücke

Im Mai fand eine Exkursion in den hohen Norden statt

1. Tag: Vom Frankfurter Flughafen aus beginnt die Reise für 22 Skandinavistikstudent*innen der Uni Freiburg und drei Dozent*innen. Das erste Ziel ist Schwedens Hauptstadt Stockholm und schon aus dem Flieger heraus kann man sich von der Schönheit Skandinaviens überzeugen. Unendliche Wälder und Seen mit kleinen Inseln sind zu sehen. Und zu meiner freudigen Überraschung entdecke ich gleich im Landeanflug die für Schweden typischen roten Holzhäuschen.

2. Tag: Der Morgen beginnt mit einem Frühstück mit Kanelbullar, das sind traditionelle Zimtschnecken aus Schweden, und einem herrlichen Blick direkt auf Stockholms Mälarensee. Obwohl die Jugendherberge praktisch noch in der Hauptstadt liegt, ist hier alles ruhig und beschaulich. Anschließend brechen wir zu einem Stadtrundgang durch Stockholm auf. Dabei sehen wir unter anderem das Parlament, das Stadtschloss, und die sehr schöne St. Nikolaikathedrale, in der Kronprinzessin Viktoria ihren Daniel geheiratet hat. Da an diesem Freitag der norwegische Nationalfeiertag ist

und viele Norweger in Stockholm leben, begegnen wir vielen fröhlichen Menschen in Tracht oder Anzug, die rot-weiß-blauen Fahnen schwenken. Danach steht eine Bootstour an. Wir haben Glück mit dem Wetter: bei strahlendem Sonnenschein können wir den Hafen und die prächtigen Villen am Ufer bewundern. Meiner Meinung nach wird Stockholm bisher immer unterschätzt. Diese Stadt hätte es verdient im selben Atemzug mit Paris, Rom oder London genannt zu werden. Im Vasamuseum bestaunen wir dann das gleichnamige sehr imposante und gut erhaltene Wikingerschiff, das 1628 bei seiner Jungfernfahrt gesunken ist. 30 bis 50 Menschen starben. Der Tag endet im Tierpark Skansen, wo ich zum ersten Mal einem Elch begegne.

3. Tag: Heute besuchen wir Drottningholm, das herrschaftliche Schloss, in dem die schwedische Königsfamilie wohnt. Einen Teil des Anwesens kann man sogar von innen begutachten. Anschließend geht es zuerst ins Strindbergmuseum, Schwedens bekanntestem Autor aus dem 19. Jahrhundert, und danach ins Moderne Museum. Den Abend lassen

einige in einem Irish Pub im lebhaften Stockholmer Viertel Södermalm beim Anschauen des Eurovision Song Contests ausklingen. Dieser findet dieses Jahr im schwedischen Malmö statt, aber von Begeisterung beim Volk ist zumindest in Stockholm nichts zu spüren.

4. Tag: Am späten Nachmittag legt unsere Fähre Silja Line, die eher einem Kreuzfahrtschiff gleicht, ab. Hier gibt es einen Supermarkt, mehrere Restaurants, zwei Diskotheken, ein Casino, ein Schwimmbad und noch vieles mehr. Abends schauen wir das gemeinsam das Eishockey-WM-Finale, das in Schweden stattfindet. Dafür interessiert sich die schwedische Bevölkerung auch ungleich mehr als für den Eurovision Song Contest, da Eishockey hier eine der populärsten Sportarten ist. Am Ende gibt es Grund zum Jubeln: die schwedische Mannschaft besiegt die Schweiz mit 5:1.

5. Tag: Da man immer den ganzen Tag unterwegs ist und viele neue Eindrücke verarbeiten muss, schlafe ich nachts immer tief und fest wie ein Stein. Auch in der Nacht auf dem Schiff habe ich keine Probleme einzuschlafen. Vom Wellengang merkt man nichts, kein Schaukeln, höchstens ein leichtes Vibrieren. Deshalb wurde glücklicherweise auch keiner sekrank. Anders als bei unserer Abfahrt, haben wir bei unserer Ankunft im Hafen von Helsinki leider starken Nebel und kräftiger Wind bläst dort sowieso ständig. Nachdem wir im Hostel eing_checked haben, besichtigen wir die Stadt. Über alles ragt der weiße Dom, der auf fast jede Postkarte in Helsinki gedruckt ist. Aber auch die Uspenskikathedrale, die größte russisch-orthodoxe Kirche in Skandinavien, ist sehenswert. Später bekommen wir dann eine Führung durch das finnische Parlament. In einer knappen Stunde Pause wird noch schnell warmes Essen



Stockholms Altstadt „Gamla Stan“



Helsinkis Wahrzeichen: der weiße Dom

heruntergeschlungen, da ich mich ansonsten höchst ungesund von Schokolade Keksen, Gummibärchen, Kuchen, Eis und ähnlichem ernährt habe. Dann geht es schon in Helsinkis schwedisches Theater, in dem wir uns in einem prachtvollen Saal mit Balkonen das vierstündige Musical Kristina von Duvemåla anschauen, die nach Amerika auswandert und Heimweh nach Schweden hat.

6.Tag: Heute machen wir eine Bootstour zur Festungsanlage Sveaborg und genießen eine umwerfende Aussicht über die Ostsee. Nach einem Treffen in einem Verlag mit dem finnlandschwedischen Autor Kjell Westö, und einem Gespräch über Minderheiten in Finnland in der unscheinbar wirkenden Universität Helsinkis, gönne ich mir am Abend einen Saunagang im Hostel. In Finnland gibt es wirklich überall Saunas. Das Stadtbild wiederum ist vom Fischmarkt am Hafen geprägt. Anders als im schicken Stockholm wirkt die Stadt ruhig und überschaubar. Zudem ist es hier, da man mit Euro zahlt, etwas billiger als in Schweden, wo mit Kronen bezahlt wird.

7. Tag: Abends mit dem Bus in St. Petersburg angekommen und zuvor die strenge russische Grenzkontrolle (wenn man nach Russland einreisen will, braucht man ein Visa) überstanden, checken wir in einem sehr modernen Hostel ein. Hier haben wir eine Etage für uns allein über den Dächern der Stadt.

8. Tag: Nachdem wir uns am Abend zuvor schon einen ersten Eindruck von den prächtigen Kathedralen im orientalischen Stil verschafft haben, schauen wir uns heute eine von innen an. Prunkvoll, beinahe kitschig ist sie und vor allem für Touristen ausgelegt. Überhaupt sind alle Touristenattraktionen in einem guten Zustand, aber ich habe auch ganz andere Ecken der Stadt gesehen: riesige Schlaglöcher in den Straßen, marode Gebäude, Autos in erbärmlichen Zustand und Vororte, in denen Millionen in Hochhäusern zusammen leben. Als wir uns in der Universität von St. Petersburg mit Student*innen treffen, die ebenso wie wir Skandinavistik studieren, bin ich überrascht von ihrer Freundlichkeit. Bisher hatte ich das Gefühl, das die Russen zu Fremden eher abweisend und schroff sind. Dazu tragen wahrscheinlich auch

ihre miserablen Englischkenntnisse und unser nicht vorhandenes Russisch bei.

9. Tag: Heute steht die St. Peter und Pauls-Festung auf dem Programm. In ihr findet man nicht nur ein Gefängnis vor, sondern auch die Kathedrale, in der die russischen Zar*innen bestattet sind, darunter auch Anastasia, die jüngste Tochter des letzten Zar Russlands, die den Mordanschlag an ihrer Familie der Legende nach überlebt hat, was sich aber später als falsch erwies.

10. Tag: Am vorletzten Tag wird die Hermitage mit dem prachtvollen Winterpalast besichtigt. Das Anwesen wirkt ungefähr so groß wie Versailles und hat unzählige Zimmer. Abends gehen einige ins Ballett zu „Schwanensee“ ins Mariinski-Theater, in dem die berühmte Ballerina Anna Pavlova auftrat. Später wird im Pub oder Hostel das Champions League Finale geschaut, in dem der FC Bayern und der BVB aufeinander treffen.

11. Tag: Nach einer tollen, aber anstrengenden Zeit ist die Freude groß, als der Flieger abends in der Heimat landet.

Anne-Catherine Reichert



Der Winterpalast in St. Petersburg

„Ich bin ein Berliner“

Hinter den Kulissen des Kennedybesuches

Die Menge tobte, als John F. Kennedy vor 50 Jahren, am 23. Juni 1963, die Tribüne vor dem Berliner Rathaus Schöneberg betrat. Schätzungsweise 450.000 Menschen waren an diesem Tag nach Berlin gekommen, um den Präsidenten zu sehen. Doch hinter dem Besuch verbarg sich mehr als eine reine freundschaftliche Begegnung. Die Beziehungen zwischen der Bundesrepublik und den USA waren nicht besonders gut, so dass der Besuch des US-Präsidenten eine weitere Dimension erhielt.

Im Rahmen eines Praktikums im Bundesarchiv konnte ich mich etwas ausführlicher mit dem Kennedybesuch beschäftigen. Dabei erhielt ich einen Einblick in Dokumente des Bundeskanzleramtes, die hinsichtlich der Organisation des Besuches äußerst interessant waren.

Kennedys erster Besuch in der Bundesrepublik war ein Versuch, die Beziehungen zur Bundesregierung und insbesondere zu Bundeskanzler Adenauer wieder zu verbessern. Grund für die angespannte Atmosphäre zwischen den beiden Staaten war die neue außenpolitische Ausrichtung des US-Präsidenten. Dieser legte einen Schwerpunkt seiner Politik auf die Staaten der Dritten Welt. Seiner Meinung nach seien diese aufgrund ihrer Armut besonders anfällig für kommunistische Agitation. Durch

Entwicklungsprogramme wollte Kennedy die Wirtschaft jener Staaten antreiben und sie näher an den Westen binden. Des Weiteren beabsichtigte er, infolge der Erfahrungen der Kuba-Krise und des Mauerbaus in Berlin, die Spannungen zwischen den USA und der Sowjetunion abzubauen. Unter anderem plante Kennedy den Aufbau einer internationalen Zugangsbehörde zur Grenzkontrolle in Berlin, in der auch ostdeutsches Personal, gleichberechtigt mit dem westdeutschen, mitwirken sollte. Die Pläne wurden der Regierung Adenauer im Frühjahr 1962 mit der Bitte um Kommentierung vorgelegt.

Adenauer missfiel Kennedys Vorhaben. Denn zum einen würde eine gleichberechtigte Beteiligung des ostdeutschen Personals einer Anerkennung der DDR gleichkommen. Zum anderen fürchtete Adenauer, dass die USA ihrer Schutzfunktion für die Bundesrepublik nicht mehr nachkommen könnten, wenn der Fokus der Außenpolitik auf der Dritten Welt lag. Enttäuscht von der US-Regierung lehnte Adenauer die Pläne Kennedys ab und wandte sich in der Folge verstärkt Frankreich zu, das unter der Führung des USA-skeptischen Präsidenten Charles de Gaulle stand.

Obwohl verärgert über das Verhalten Adenauers, sah Kennedy ein, dass er

seine Verbündeten in Europa brauchte, um seine außenpolitischen Ziele zu erreichen. Im Januar 1963 informierte der US-Botschafter in Bonn, Walther C. Dowling, die Adenauer Regierung über Kennedys Plan, anlässlich eines Treffens mit dem italienischen Premierminister auch die Bundesrepublik zu besuchen.

Auch in der BRD erachtete man diese Absicht Kennedys als wichtiges politisches Ereignis. Deshalb wurde der Besuch bis auf das kleinste Detail durchgeplant. So sollte den ursprünglichen Plänen Adenauers zufolge ein Besuch Berlins vermieden werden. Denn angesichts der Bundestagswahlen 1965 fürchtete der Bundeskanzler, dass der dortige Bürgermeister Willy Brandt die Beliebtheit des US-Präsidenten nutzen könne, um sich bessere Karten zu verschaffen. Adenauers politischer Herausforderer gehörte wie Kennedy zu einer neuen Generation von Politikern, die nach pragmatischen Lösungen in einer sich verändernden weltpolitischen Lage suchten. Auch gedanklich und rhetorisch orientierte sich Brandt an Kennedy. Immer wieder wurden Parallelen zwischen beiden Politikern gezogen. Auch die CDU-Bundestagsfraktion hatte den Bundeskanzler im Vorfeld darauf aufmerksam gemacht, den Besuch des US-Präsidenten nicht ganz der Opposition zu überlassen. So schrieb deren Vorsitzender an den Bundeskanzler: „Wir haben kein Interesse daran, dass die Reise des amerikanischen Präsidenten überwiegend der Opposition zugute kommt“ (BArch B 136/2083, fol. 107f.). So bat z.B. der CDU-Landesverband Hessen den Bundeskanzler, in Frankfurt selbst zugegen zu sein, um ein Gegengewicht zur anwesenden SPD-Prominenz zu schaffen.

Erst auf Wunsch Kennedys wurde Berlin in das Besuchsprogramm aufgenommen. Ziel des Besuches war es, die Bundesrepublik weg von Frankreich und wieder etwas näher an die USA zu rücken. Deshalb sollte auch Berlin besucht werden, denn de Gaulle war bei seinem Besuch 1962 nicht dorthin gereist. Außerdem sollte



Kennedy beim Treffen mit Brandt

auch ein Zeichen in Richtung Moskau gesetzt werden, denn Chruschtschow hatte Ostberlin schon mehrere Male besucht.

Neben der Frage, welche Städte von Kennedy besucht werden sollten, spielte auch die Frage, wo er landen sollte, eine nicht unbedeutende Rolle. Ursprünglich planten die Amerikaner in Düsseldorf zu landen. Schlussendlich landeten sie in Köln. Dass dabei auch politische Interessen eine Rolle spielten, verrät ein Brief des damaligen Oberbürgermeisters von Köln, Max Adenauer, an seinen Vater. Darin versucht er seinen Vater zu überzeugen, dass es doch besser sei, in Köln/Wahn zu landen, da das erstens nicht so weit entfernt von Bonn sei und man so zweitens auch Protokollschwierigkeiten umgehen könne, falls die Landesregierung in Düsseldorf auch auf die Idee käme, den amerikanischen Präsidenten am Flughafen zu empfangen. Zu vermuten ist zudem, dass Adenauer Junior vielleicht neugierig auf Kennedy war und ihn persönlich kennen lernen wollte.

(BArch 136/2038, fol.60).

Aber nicht nur solche Fragen bewegten das Organisationsteam, sondern auch das Abendessen, dass von Bundespräsident und Bundeskanzler zu Ehren Kennedys gegeben werden sollte. So erfährt man aus einem Schreiben, dass „das Weiße Haus darüber enttäuscht ist, hier in Bonn hinsichtlich Geschirr, Glas, Silber usw. nicht einmal annähernd das bieten zu können, was der Präsident [Kennedy] als selbstverständlich voraussetzt und woran er gewöhnt ist“ (BArch B 136/2083, fol.74). Um deshalb vor dem US-Präsidenten nicht schlecht dazustehen, sollte gutes Geschirr aus einer Porzellanmanufaktur ausgeliehen werden.

Auf seiner Reise machte Kennedy Halt in Köln, Bonn, Frankfurt, Wiesbaden und Berlin. Dabei wurde er stets von einer begeisterten Menge bejubelt. Höhepunkt seiner Reise war die letzte Station in Berlin. An der Seite des Regierenden Bürgermeisters Willy Brandt sprach er den legendären Satz „Ich bin ein Berliner“ und gewann damit die Herzen der deutschen Bevölkerung. Kennedy wollte nicht nur die Regierung näher an die USA ziehen, sondern auch die Bevölkerung von sich überzeugen. Denn auch die Westdeutschen sollten von der amerikanisch-deutschen Freundschaft begeistert werden. Kennedy wollte damit Charles de Gaulle übertrumpfen, der im Jahr davor Deutschland besucht hatte und ebenfalls von jubelnden Menschenmassen empfangen worden war.

Kennedys Erfolg in der BRD fiel unterschiedlich aus. Während er von der Bevölkerung jubelnd empfangen und gefeiert wurde, konnte er die Bundesregierung nicht vollständig für seine neuen Außenpolitik gewinnen. Immerhin wurde aber in seinem Beisein der Deutsche Entwicklungsdienst gegründet.

In den Beständen des Bundeskanzleramtes befinden sich auch die Dankschreiben beider Seiten nach dem Besuch. Besonders hervorzuheben ist dabei das Dankschreiben von Jacqueline Kennedy. Kennedys Frau konnte wegen ihrer Schwangerschaft nicht nach Deutschland reisen, bedankte sich aber dennoch sehr ausgiebig für die Geschenke, die ihr Bundeskanzler Adenauer gemacht hatte. So schwärmte sie über das Porzellangefäß und den Korb voller Rosen, der „alles sonst im Raum überstrahl[t], und er wird immer einer meiner größten Schätze sein“ (BArch 136/2083, fol. 547f.). Auch für die Geschenke ihrer Kinder kam Jackie Kennedy nicht aus dem Schwärmen. So schrieb sie über das Spielzeugauto für ihren Sohn John, dass dies „das höchste Kompliment für deutsche Wertarbeit [ist], dass mein Sohn das Auto bisher noch nicht hat kaputtmachen können“ (BArch 136/2083, fol. 547f.).

Florian Unterfrauner

Abschied vom u-asta!



Bei der Abschiedsfeier des u-asta wurde sich zusammen mit 80 u-asta Aktiven der letzten 30 Jahre an die politische Arbeit der Studierendenvertretung von 1977 bis heute erinnert. Nachlesen könnt ihr das ganze unter: u-asta.de/abschiedsfeier

Film: Ein Film, ein Freak

Ein Selbstmord, der vor der Imbissbude begangen wird, in der Euny arbeitet, rüttelt sie auf - sie beschließt ihr Leben zu ändern und wechselt den Job. Freude, ja Glück scheint ihr erstes Empfinden, als sie ihre neue Aufgabe als Hausmädchen in einer jungen, reichen Familie zugewiesen bekommt, Verzweiflung und Rache sind die letzten. Dazwischen webt sich die Affäre mit dem Vater der noch erwarteten Zwillinge und der kleinen Nami sowie kaltblütige Intrigen der Mutter und der Muttersmutter.

Ein großartiger, ein miserabler Film. Ein schöner, ein grässlicher! Ein so asymmetrischer Film, wie es nur vorstellbar und zu konzipieren möglich ist. Dieser Film ist ein Freak. Nie, niemals hörte man so flunderflache Dialoge, als hätte ein Regenwurm mit einem Achtel seiner kognitiven Kapazität beschlossen, nun ein intellektuelles Drama zu konstruieren. Fehlgeschlagen. Nun - die Charakterzeichnungen sind herausragend klar gezeichnet, anders gesagt: einschläfernder als ein Narkosemittel. Einzig die

ältere Haushälterin lässt Ambivalenzen, bisweilen gar Tiefe erkennen, doch rechtzeitig wird auch ihre Kraft gebrochen.



Fehlgeschlagen. Warum nur hat man so gespannt gegessen, hat geschaut und hat es genossen? Weil die Bilder von so unsäglicher Schönheit waren, als hätte

man den Hauch der Perfektion in der Welt eingefangen und einen Tornado draus gebastelt! Weil der Tornado das Dach einer neureichen Familie aufdeckt, der Zuschauer in die Abgründe hineinblickt, die ganz heimlich hinter Marmor und Kaminfeuer zu verschwinden drohen. Weil dieser Tornado die eigene Brust aufwühlt, verwüstet und hineinweht, was ein dergestaltetes Drama hineinzuwehen vermag: Verführung, Verzauberung, Furcht und Rache.

8 von 10

Regie: Im Sang-Soo

Cast: Jeon Do-youn, Lee Jung-jae, See Woo, Youn Yuh-jung, Ahn See-hyun

2010, Südkorea

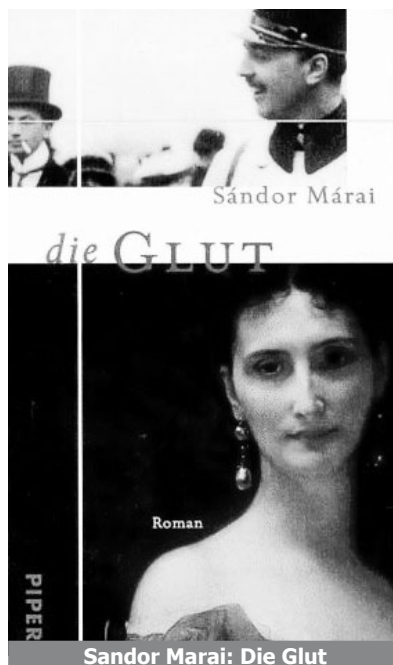
Thriller, 106 min

Gregor Bauer

Buch: Das große Warten

Eine wahre, wirkliche, tiefgreifende Männerfreundschaft. Denkt Henrik. Bis eines Tages etwas Unerwartetes, Unbegreifliches, Grauenhaftes geschieht. Ein Vergehen seines Freundes Konrád prägt das Leben des Generals Henrik bis zuletzt, hält ihn gewissermaßen lebendig, indes ein Teil seiner Seele, sein Weltbild mit einem mal gestorben scheint. In diesem Daseinszustand trifft Henrik in hohem Alter, nachdem viele Jahre vergangen sind, seinen Jugendfreund wieder. Er hat Fragen und die Antworten sind bemerkenswert.

Die Glut ist Verdinglichung des retardierenden Moments. Erwartungen, die im Leser emporlodern wie ein Feuer, das zu atmen wünscht, werden gepflegt, gesteigert und hinausgezögert bis zum Äußersten. Und das ist die große Stärke dieses feinfühligsten und doch männlichen Werks. Zwei Charaktere, deren Schicksal sie zusammenführt und entzweit, werden



sensibel und lebendig gezeichnet. In leisen Worten wird nach einem Lebens-

sinn gesucht, dennoch Freundschaft und Liebe, Nähe und Verrat so kunstvoll geschildert, dass kitschige Lebenssinn-Plastikprosa nicht aufkommt. Die Sprache ist kühl und bildarm, dominant sind der Inhalt und die Fragen, deren Antworten man ungeduldig herbeisehnt. Doch zuletzt stöhnt der Leser auf wie ein geschossenes Reh. Er bleibt zurück - auf sich selbst zurückgeworfen.

9 von 10

Sándor Marai – Die Glut

1942

ungarisch

Roman

Gregor Bauer

Must-gos!

06.06.: Romanistenparty, Ruefetto, 21 Uhr

06.06.: Philosophieparty : „He, gel dir mal die Haare“, White Rabbit

11.06.: Vortrag „Ganz normale Männer? Männlichkeiten im Rechtsextremismus“ Esther Lehnert, Strandcafé, 20.30 Uhr*

11.06.: Podiumsdiskussion „Homosexualität und Kirche“ 20ct in HS 1199 (Fachschaft Theologie und SchwuLesBi-Referat)

14.06.: Party der FSen Medienkulturwissenschaft, Skandinavistik und Germanistik, ArTik

18.06.: IndiTrack-Infoveranstaltung, HS 1023, 12.30 Uhr bis 14 Uhr

19.06.: VV, Audimax, 18 Uhr

Impressum

u-Bote #842, 06.06.2013 (40. Jahrgang), 16 Seiten, Auflage: 1000 Stück.

Druck: Druckwerkstatt im Grün

Redaktion und Layout: Eric Steinsberger (V.i.S.d.P.), Anne-Catherine Reichert, Anna Tenberg, David Feeney, Gregor Bauer, Louisa Theresa Braun.

V.i.S.d.P. für we are u: Hannes Hein, c/o AStA Uni Freiburg.

Kontakt: u-Bote, c/o AStA, Belfortstr. 24, 79085 Freiburg; Fon (0761) 203-2035; Fax (0761) 203-2034; presse@u-asta.de

Der u-Bote ist das offizielle Organ des unabhängigen allgemeinen Studierendenenausschusses (u-asta) der Uni Freiburg. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion/ des u-asta wieder. Die Redaktion behält sich bei allen Manuskripten das Kürzen und den Zeitpunkt der Veröffentlichung vor.

u-asta-Service (Telefon 203-2032, Fax -2034) – www.u-asta.de/service

Sekretariat info@u-asta.de

Wochentäglich 11-14 Uhr

Vincent Heckmann, Christoph Panzer, Helene Thaa

Hier kann mensch sich zur Rechtsberatung anmelden und erhält auch so manchen Tipp. Außerdem kann mensch so einiges erstehen (z.B. ISiCs, Büromaterial, Fair-Trade-Kaffee...)

BAföG-Beratung: bafog-beratung@u-asta.de

Do, 12.30 14.30 Uhr

Maria Seitz

AStA-Rechtsberatung:

Mi, 14-16 Uhr

Bitte in der vorhergehenden Woche im Sekretariat anmelden!

Psychologische Beratung: psychologische-beratung@u-asta.de

nach Vereinbarung

Maria Richter

Beratung für Studierende mit Kind studierenmitkind@u-asta.de

nach Vereinbarung

Konferenzen (Hieran kann jedeR Studierende teilnehmen und ist antrags- und redeberechtigt!) – www.u-asta.de/struktur

konf (Konferenz der u-asta Referate): vorstand@u-asta.de

Mi, 12 Uhr

FSK (Fachschaftskonferenz): fsk@u-asta.de

Di, 18 Uhr

Vorstand: Rebekka Blum, Anna Tenberg, Hannes Hein - vorstand@u-asta.de

Referate (JedeR Studierende ist aufgerufen, sich in den Referaten zu beteiligen!) – www.u-asta.de/engagement/referate

Antifa-Referat: antifa@u-asta.de

Fr, 14 Uhr

Außenreferat: Anne Schäfer – außen@u-asta.de

nach Vereinbarung

EDV- Referat: Til Oßwald - edv@u-asta.de

nach Vereinbarung

Finanz-Referat: Thomas Seyfried– finanzen@u-asta.de

nach Vereinbarung

FSK-Referat: Jonas Hermann – fsk@u-asta.de

Di, 18 Uhr

Gender-Referat: Lisa Janz – gender@u-asta.de

Fr, 14 Uhr

HoPo-Referat: Sara San, Lena Becker– referat-hopo@u-asta.de

Di, 16 Uhr

Referat für Ideologiekritik: Lena Herbers, Hannes Weinbrenner – ideologiekritik@u-asta.de

noch offen

Lehramt-Referat: Muriel Frenznick, Alexander Klysik – lehramt@u-asta.de

Mo, 12Uhr

Presse-Referat (u-Bote): Eric Steinsberger – presse@u-asta.de

Do, 12 Uhr

Schwulesbi-Referat: Wolfgang Wagner, Liam Bals, Florian Wenzelman – schwulesbi@u-asta.de

Mo, 20 Uhr, Rosa Hilfe

Studieren ohne Hürden: Michaela Kusal, Andreas Hanka – soh@u-asta.de

jeden 1. und 3. Do, 17 Uhr

Umweltreferat: Rebecca Knecht – umwelt@u-asta.de

Mo, 10-12

neueste Termine und Infos auf u-asta.de

Das Freiburg Institute of Anwesenheits-Zombies

Unheimliche Dinge tun sich an der Albert-Ludwigs-Universität. Menschen verschwinden einfach aus Vorlesungen. Doch ihre Unterschriften tauchen weiterhin auf Anwesenheitslisten auf. Nur ähneln sie plötzlich anderen Unterschriften auf der Liste - und scheinen gar wie von Zauberhand in derselben Tinte geschrieben. So kann das über Wochen gehen, bis viele Hörsäle fast menschenleer sind. Nur noch wenige, leichenblasse Personen sitzen dann zusammengesackt auf den hölzernen Klappsitzen. Dies sind die Anwesenheits-Zombies. Ein Leuchten kommt in ihre trüben Augen nur, wenn sie das verheißungsvolle Rascheln der nahenden Anwesenheitsliste vernehmen. Dann kritzeln sie mit frenetischem Eifer ihre Unterschrift auf das Blatt, denn diese Unterschrift bedeutet Anwesenheit und Anwesenheit bedeutet anscheinend Leistung. Logisch, oder?

Denn bevor die Universität sich die Mühe macht, jemanden zu prüfen, muss erst einmal sicher gestellt sein, dass der Prüfling dem Lernstoff gewachsen ist. Dies erkennt man am verlässlichsten an der Anwesenheit, einem didaktischen Konzept, das durch seine Effizienz und Interdisziplinarität überzeugt. Dem Studierenden werden durch Anwesenheit nämlich gleich mehrere Schlüsselkompetenzen abverlangt.

Am Anfang des Lernkonzeptes Anwesenheit steht die Fähigkeit, zum Zeitpunkt der Vorlesung im richtigen Hörsaal körperlich anwesend zu sein. Hierzu müssen die PrüfungsanwärterInnen zunächst zeigen, dass sie das Problem lösen können,

sich von Punkt A (zu Hause) nach Punkt B (richtiger Hörsaal) zu bewegen. Der Clou: Dieses zielorientierte Fortbewegen ist nur von Erfolg gekrönt, wenn es mit der Trendkompetenz time management kombiniert wird. 10 Bonus-Effizienzpunkte (BEP) erwirbt man, wenn man genau den Zeitpunkt abpasst, innerhalb dessen die Liste in den Reihen herumgeht, schnell seine Unterschrift kritzelt, und wieder verschwindet. Diese Strategie ist auch



rein körperlich anwesend

bekannt als das „alte Rein-Raus.“ 10 000 derartig erworbener BEPs lassen sich mit fristgerechtem Antrag in 1 ECTS-Punkt verwandeln. Mit solchen Angeboten zum Punktesammeln reagierten Europas Prüfungsämter schon vor längerer Zeit auf die Bitte vieler Studierender, das Studium so weit wie möglich einem Computerspiel anzugleichen.

Das Konzept Anwesenheit beinhaltet aber noch viel mehr. Ausgiebig geübt wird auch die durch das Abitur ja doch nur rudimentär erworbene Fähigkeit, den eigenen Namen zu schreiben. Wer dagegen nur mit einem „X“ unterzeichnet, hat

versagt und wird nicht zum Endgegner zugelassen. Diese Studierenden müssen nochmal ein Level niedriger beginnen und hoffen, dass sie genug Bonusleben (Anm.: automatisch beschränkt auf maximal 1) gesammelt haben. Was viele in puncto Anwesenheit nicht wissen: Körperliche Präsenz ist wirklich ALLES. Wer also beim Eintritt in den Saal einen überzeugenden Haute-Couture-Walk hinlegt, kommt automatisch in die nächste Runde und erhält am Ende vielleicht sogar ein Foto von der Jury.

Doch egal, wie sehr die Universität sich müht, Bildung massentauglich zu gestalten – es wird immer Kritiker geben. Diese führen schon lange gegen das Konzept Anwesenheit in Vorlesungen ins Feld, es verletze die im Hochschulgesetz verankerte „Freiheit des Studiums.“ Rechtsexperten haben dies anscheinend gar geprüft und bestätigt. Die Stichfestigkeit dieses Arguments lässt sich aber schon am Fehlen einer trendigen Übersetzung ins Englische ablesen. Dennoch haben solche Kritiker genügend Anhänger, um drastische Gegenmaßnahmen zu ergreifen. Nachdem

sie in kleinen Zellen das unauffällige Verschwindenlassen von DinA4-Bögen ausgiebig geübt haben, entwenden ihre Mitglieder in ganz Deutschland regelmäßig Listen aus Vorlesungen und untergraben damit das freundlich-väterliche Entgegenkommen der Universität gegenüber den Studierenden. Diese hat erkannt, dass Studierende sich am besten entwickeln, wenn man ihnen möglichst wenig Eigeninitiative zumutet. Zombies für die Zukunft!